

ALEX THOMAS
Lux Domini

Buch

Als Schwester Catherine Bell sich wegen eines Disziplinarverfahrens in Rom aufhält, wird sie überraschend von Kardinal Benelli in dessen Villa eingeladen. Dort trifft sie auf den undurchdringlichen Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Ciban. Benelli offenbart Catherine, dass es mehrere Anschläge auf den Papst gegeben hat. Drei Ordensleute sind ums Leben gekommen, darunter Pater Darius, Catherines Mentor am Institut für medial Hochbegabte. Benelli erklärt, nur Catherine mit ihrer Gabe könne den Heiligen Vater retten. Am selben Abend begeht er Selbstmord und hinterlässt der ratlosen Catherine einen Tresorschlüssel.

In der Nacht nach Benellis Tod wird Catherine von Visionen gequält. Daraufhin vertraut sie sich Ben Hawlett an, der im Auftrag Kardinal Cibans die Umstände von Darius' Tod untersucht. Ciban, der bestens über das Institut für medial Hochbegabte und die ungewöhnlichen Fähigkeiten seiner Schützlinge informiert ist, gibt sich skeptisch. Und Ben gewinnt immer mehr den Eindruck, dass Catherine einer Wahrheit auf der Spur ist, von der Ciban sie fernhalten will ...

Autor

Alex Thomas ist das Pseudonym eines im Westen Londons lebenden Autorenehepaars. Sie arbeitet seit über zwei Jahrzehnten im Buch- und Medienbetrieb. Er forscht und lehrt als Professor an einer Londoner Universität.

*Von Alex Thomas ebenfalls erhältlich:
Engelspakt (37989)*

Alex Thomas

Lux Domini

Thriller

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Umschlagillustration: bürosüd°, München

ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37946-0

www.blanvalet.de

Für Gene

Du wirst der Dreizehnte sein,
und du wirst verflucht sein
von den anderen Geschlechtern,
und du wirst zur Herrschaft über sie kommen.

(JUDAS-EVANGELIUM)

Prolog

Judas Ischariot hatte den Freitod gewählt.

Der karge Baum, an dem sein Leichnam hing, schien von einem unheilvollen Schleier umgeben. Der Acker ringsum wirkte krank wie die Haut eines Leprösen. Kein Windhauch regte sich, als hätte das Terrain um den sterbenden Baum gemeinsam mit dem Toten das Atmen aufgegeben. Nicht einmal die Krähen ließen sich auf dem gequälten Geäst nieder, um sich an dem Leichnam gütlich zu tun.

Josef von Arimathäa schirmte die Augen vor dem grellen Licht der Sonne ab. Ihn fröstelte, denn trotz seiner Kraft vermochte das Licht der Sonne diesen Ort nicht zu erwärmen.

»Nehmt diesen Mann herunter!«, befahl er den beiden jungen Männern, die er zur Bergung des Toten mitgenommen hatte.

Josef besaß eine Grabstätte in der Nähe von Golgatha. Dorthin hatte er den Leichnam Jesu gebracht, und dorthin würde er jetzt auch Judas bringen lassen, in ein kleines Grab unweit davon.

Der Himmel wurde schwarz, als wollte sich jeden Augenblick ein sintflutartiger Wolkenbruch über Jerusalem ergießen. Doch Josef bezweifelte, dass auch nur ein einziger Regentropfen zu diesem Acker vordringen würde. Die beiden Jünglinge kappten den Strick und ließen den Toten langsam zu Boden. Josef glaubte, den kargen Baum vor Erleichterung aufatmen zu hören.

»Es ist nicht so, wie du denkst«, hatte Maria von Mag-

dala gesagt und ihn mit ihren alterslosen Augen angesehen. »Sein Schicksal ist auch unser Schicksal. Wir müssen ihn suchen und finden.«

Also hatte Josef sich auf die Suche begeben und war schließlich hierauf gestoßen. Auf einen anscheinend von Gott verlassenen Ort, von dem nicht einmal die Aasfresser etwas wissen wollten. Er seufzte. Längst hätten Maria, Bartholomäus, Philippus und er auf dem Weg nach Alexandria sein sollen.

Josef sah zu, wie die beiden jungen Männer anfangen, den Leichnam in ein kräftiges graues Tuch zu hüllen. Seltsamerweise entströmte dem toten Körper kein Geruch, auch schien er kaum verwest zu sein. Keiner der Jünglinge verlor auch nur ein Wort darüber, doch Josef wusste, sie wünschten sich nichts sehnlicher, als so schnell wie möglich wieder von hier zu verschwinden.

Plötzlich hielt einer der beiden Jünglinge inne und beugte sich vorsichtig über Judas.

»Was ist?«, fragte Josef alarmiert.

»Hier steckt etwas«, sagte der junge Mann und zog zwei sorgsam ineinandergerollte Schriftrollen unter dem Gewand des Toten hervor.

Josef spürte im selben Augenblick, wie eine leichte Brise über den Acker wehte. Ein warmer Regen fiel auf sein Gesicht und seinen Körper, ebenso wie über das gesamte elende Terrain. Als er die beiden ledernen Schriftrollen entgegennahm, konnte er ein Schaudern nicht unterdrücken. War das etwa Judas' Rechtfertigung für seinen Verrat?

Kleine Regentropfen hatten sich auf der Rückseite der äußeren Schriftrolle gesammelt. Aus einem unerklärlichen Impuls heraus blickte Josef über den Baum zum

Himmel auf und erblickte einen gewaltigen Regenbogen. Ein Zeichen?

Einen Moment lang spielte Josef mit dem Gedanken, die Schriftrollen zu lesen, doch irgendetwas tief in seinem Innern warnte ihn davor, sagte ihm, dass er kein Recht dazu hätte. Ihm fielen Marias Worte wieder ein: »Sein Schicksal ist auch unser Schicksal. Wir müssen ihn suchen und finden.« Auf einmal wusste er, wem er die Schriftrollen zu überreichen hatte.

DAS GEHEIMNIS



1.

29. September 1978, Rom, Vatikanstadt

»Haben Sie etwas entdeckt, Doktor?«, hörte Kleier die jungenhafte und ungeduldige Stimme seines Assistenten hinter sich. Er spürte den Staub und den Schmutz in seinem verschwitzten Gesicht und schmeckte den Dreck auf seiner Zunge. Dieser unbeholfene Stümper, der nur über familiäre Beziehungen zu seinem Job gekommen war, gab ihm noch den Rest. Vorsichtig näherte der promovierte Archäologe sich der neuen Fundstelle, rückte seine Schutzbrille und den Helmstrahler zurecht, kniete nieder und begann den Boden vorsichtig mit der Kelle vom Schutt zu befreien, bis er auf Widerstand stieß. Staubkörner tanzten im Lichtschein. Der Umriss eines quadratischen Steins zeichnete sich unter dem Staub ab, außerdem die Andeutung eines Griffes, welche an eine Falltür erinnerte. Falltüren waren hier unten nicht üblich.

»Sieht ganz so aus, Sebastiano.«

Mit seinen kräftigen, körperliche Arbeit gewohnten Fingern strich Kleier über den Staub und den Stein, bis er den Griff freigelegt hatte. Noch vor drei Monaten hatte er in einer Ausgrabungsstätte im antiken Jerusalem gearbeitet, in Golgatha, doch dann hatte Seine Heiligkeit Johannes Paul I. ihn unerwartet nach Rom gerufen. In den Tiefen der Vatikanischen Grotten hatte man hinter einer brüchigen Wand ein bis dato unbekanntes und völlig untypisches Tunnelsystem entdeckt, ein La-

byrinth, das nicht einmal auf den Grundrisskarten von Antonio Bosio verzeichnet war, dem Kolumbus der römischen Katakomben aus dem frühen siebzehnten Jahrhundert.

»Kann ich Ihnen helfen?« Sebastiano hatte sich in dem engen Schacht ein paar Zentimeter näher herangeschafft. Sein Gesicht war über und über mit Staub beschmiert.

»Nein, dafür ist zu wenig Platz«, erklärte Kleier. »Die Bürste, bitte.«

Der Assistent reichte ihm die Bürste, die eher ein stabiler Handfeger war, und versuchte einen Blick über die Schulter des Doktors auf die Stelle zu erhaschen, die diesen so sehr faszinierte. Selbst Sebastiano schien zu spüren, dass hier, tief unter den Fundamenten des Petersdoms, etwas Einzigartiges auf seine Entdeckung wartete.

Vorsichtig strich der Wissenschaftler mit der Bürste über den restlichen Staub in den Rillen der Verzierung und erkannte nach und nach auf dem Stein das Symbol eines Wappens – eines päpstlichen Wappens! Wobei ein Teil davon tatsächlich der Griff war.

Dann erkannte Kleier, was er da vor sich hatte. Es war das Emblem von Papst Pius XII., jenes Kirchenoberhaupt, das während des Holocausts als höchste moralische Autorität der katholischen Kirche eisern geschwiegen hatte.

Sebastiano reckte den Kopf und kam noch ein paar Zentimeter näher. Kleier umfasste den Griff und versuchte die steinerne Falltür aufzuziehen. Es gelang verblüffend mühelos, anscheinend von einer unsichtbaren Mechanik unterstützt. Doch nun stand ihm die rechteckige steinerne Falltür in dem kleinen Raum im Wege, und er konnte nicht in die Öffnung hineinsehen. Er spähte über die offene Falltür. Sebastiano ebenso, wo-

bei der Assistent den Archäologen so unglücklich anrempelte, dass der Stein nach vorne stürzte, die Öffnung und einen Teil des festen Bodens durchschlug und mit lautem Gepolter in ungeahnte Tiefen fiel.

In der einen Sekunde stellte Kleier sich vor, wie er die Hände um Sebastianos Hals legte und langsam zu drückte, in der nächsten lagen sie beide wie erstarrt der Länge nach auf dem Boden und warteten, bis das Getöse verstummte. Jetzt konnten sie nur noch beten. Der Hohlraum unter ihren Füßen schien immens zu sein, und der Boden unter ihren Leibern konnte nachgeben, sofern sie ihr Körpergewicht nicht gleichmäßig darauf verteilten.

Der Wissenschaftler bat um den größeren Scheinwerfer, robbte bis zur Öffnung, beugte sich vornüber und hielt den Strahler in die bodenlose Finsternis.

»Gütiger Gott!«

Die steinerne Falltür war eine breite geländerlose Treppe hinuntergestürzt und zerbrochen am Ende der steil hinablaufenden Stufen liegen geblieben. Nach der Größe der Treppe zu schließen, musste der Raum, der unter ihm und Sebastiano lag, riesig sein.

Kleier gab seinem Assistenten ein Zeichen, sich nicht von der Stelle zu rühren, dann kroch er noch ein Stück weiter vor. Ja, er rutschte sogar ein Stück weit die mit Schutt bedeckte Treppe hinunter, während Sebastiano oben, flach auf dem Boden liegend, Wache hielt, falls etwas passierte. Er ließ den Lichtkegel so lange kreisen, bis dieser auf eine Wand traf. Dann begann er mit Hilfe des Lichtstrahls den großen Raum entlang der Wand zu erkunden, während er langsam und vorsichtig die geländerlose Treppe hinunterstieg. Er schrak zurück, hätte fast laut aufgeschrien, als er glaubte, mit seinem Scheinwerfer auf ein Monster gestoßen zu sein.

Nein, er hatte solch eine Malerei noch nie zuvor gesehen. Diese Bildnisse hatten nichts Menschliches. Sie waren einfach zu perfekt, um menschlich zu sein. Irgendwie erinnerte ihn der von dem Lichtstrahl erhellte Auszug an eine altjüdische Schrift außerhalb der Bibel, genauer an die Passage mit Michael, dem großen Engelsfürsten, der in Israel auf dem Karmelberg dem Propheten Elias das Ende aller Zeitalter offenbart.

Der Lichtkegel wanderte weiter, immer noch dieselbe Wand entlang, und Kleier sah, wie in der Wandmalerei Feuer und Schwefel vom Himmel auf die Gottlosen strömten. Das Wehklagen in der ewigen Unterwelt. Es war ein entsetzlicher Anblick. Dennoch ließ er das Licht des Strahlers weiterwandern, stieß auf eine Reihe von schlanken, spiralartigen Säulen und in der Ferne auf etwas, das aussah wie ...

Er hielt den Atem an.

Eine Bibliothek!

Pius' privates Geheimarchiv? Konnte das die Bibliothek sein, die Pius vor den Nazis hatte in Sicherheit bringen lassen?

Kleier hörte Sebastiano von oben rufen, ob alles in Ordnung sei. Natürlich war alles in Ordnung. In bester Ordnung! Er rappelte sich auf und näherte sich dem ersten Regal, während er sich weiter umschaute und hoffte, dass seine Augen sich rasch an die Dunkelheit gewöhnten. Schließlich erreichte er eines der Wandregale. Es waren weit weniger Borde, als er sich erhofft hatte. Im Ganzen waren es nur drei. Er blickte über die alten Bände, nahm stichprobenartig einige heraus und stellte fest, dass sie für die Lagerung hier unten präpariert worden waren.

Sämtliche Werke waren in Latein, alle inhaltlich und

chronologisch archiviert. Wie es aussah, waren es ausschließlich Abschriften und Übersetzungen deutlich älterer Werke. Nach einigen weiteren Proben begriff Kleier, es handelte sich um unbekannte christliche Werke, um *apokryphe* Bücher der Bibel. Der Archäologe blickte sich um, suchte nach einem Band, den er als Beweis mit an die Oberfläche nehmen würde.

Ein schmaler scharlachroter Einband stach ihm ins Auge. Es war der einzige rote im Regal, außerdem hatte das Buch ein Format, das sich leicht nach oben transportieren ließ. Er schlug es auf. Die Apostelgeschichte? Als apokryphe Schrift? Das konnte interessant sein!

Nachdem Kleier den Strahler neu ausgerichtet hatte, begann er den Text zu überfliegen, wobei er ab und an ein Lebenszeichen von sich gab, um Sebastiano zu beruhigen. Keine Viertelstunde später war dem Wissenschaftler klar, dass er hier eine Revolution, sozusagen eine Bombe in Händen hielt. Nach diesem apokryphen Text erschienen das Pontifikat von Pius, die Geschichte des Papsttums, ja, die Geschichte der gesamten katholischen Kirche in einem völlig neuen Licht.

Kleier zitterte vor Aufregung, zwang sich jedoch zur Ruhe und steckte den Band unter seinen Arbeitsanzug. Das war fürs Erste mehr als genug.

Vorsichtig und langsam bewegte er sich zum Eingang zurück und zog den Strahler aus der nachtdunklen Öffnung. Auf den fragenden Blick seines Assistenten antwortete er lediglich mit einer eiligen und strengen Geste.

Dann krochen sie schweigend zum breiteren und höheren Haupttunnel zurück, denn Dr. Kleier hatte von Seiner Eminenz Kardinal deRossi eine eindeutige Anweisung erhalten, sollte er bei seiner Arbeit auf etwas

Außergewöhnliches stoßen. Und dies war eindeutig etwas außergewöhnlich Außergewöhnliches!

* * *

Eine knappe Stunde später betrat Kleier mit eiligen Schritten den Palast des heiligen Offiziums und rannte die jahrhundertealten, ausgetretenen Stufen empor. Hier wachte noch immer die römische, weltweite *Inquisition*.

Als er das Vorzimmer zum Büro des Präfekten der *Glaubenskongregation* erreichte, spürte er eine ungewöhnliche innere Anspannung bei dem Sekretär. Monsignore Merlo war seinem Vorgesetzten treu ergeben und hatte sogar auf seine Pensionierung verzichtet, um seiner Arbeit unter deRossi weiter nachgehen zu können. Es hieß, der alte Sekretär kenne beinahe ebenso viele vaticaninterne Geheimnisse wie der Kardinal.

»Was kann ich für Sie tun, Doktor?«, fragte Merlo. Desse äußere Gelassenheit hätte Kleier überzeugt, wenn er den alten Mann nicht besser gekannt hätte.

»Ich muss Seine Eminenz sprechen, Monsignore. Dringend.«

Merlo schüttelte entschuldigend den Kopf, während er den Archäologen in seiner verdreckten Arbeitskluft so taktvoll wie möglich von oben bis unten musterte. »Das ist leider nicht möglich, Doktor. Seine Eminenz befindet sich gerade in einer wichtigen Besprechung.«

Kleier musste an sich halten. Was konnte wichtiger sein als seine unglaubliche Entdeckung unter den Fundamenten des Vatikans?

»Es ist wirklich äußerst dringend«, brachte er mühsam hervor. »Es geht um das Fundament des römisch-katholischen Glaubens.«

Merlo schien nur wenig beeindruckt. Schon zu viele

Feinde und Herausforderungen hatten den Glauben zu erschüttern versucht. Bisher ohne Erfolg. Er lächelte milde und wirkte dabei sehr müde.

»Ich muss Sie dennoch um Geduld bitten, Doktor. Die Besprechung Seiner Eminenz kann nicht unterbrochen werden.«

»Es geht um die Ausgrabungen«, fügte Kleier nachdrücklich hinzu. Fast hätte er mit dem rechten Fuß aufgestampft. Aber dann dämmerte ihm gerade noch rechtzeitig, dass Merlo kein Idiot war und natürlich begriff, dass es um die Ausgrabungen ging. Mit Sicherheit erinnerte er sich auch an deRossis Anordnung im Hinblick auf Kleiers Mission. Es musste etwas Ungeheuerliches vorgefallen sein, wenn Merlo ihn dennoch nicht sofort zum Präfekten vorließ.

»Was ist passiert, Monsignore?«

Merlo schien hin- und hergerissen, doch da er Kleier einerseits vertraute und andererseits ohnehin nicht verhindern konnte, dass die Medien es bald aus allen Rohren posaunten, sagte er: »Seine Heiligkeit ist tot.«

LICHT UND
FINSTERNIS



2.

*12. Juni 1984, Chicago,
Katholische Grundschule für Hochbegabte*

Catherine sah sich schüchtern in Dr. Beverly Florenas Arbeitszimmer im ersten Stock um. Es war klein, einfach und – im Gegensatz zu vielen anderen Räumen in der Schule – gut gelüftet. Links von der Tür befand sich eine Regalwand voller Bücher. Vom Fenster aus konnte man auf den oberen Teil des Schulhofs sehen, wo die älteren Kinder die Pausen verbrachten. Doch im Augenblick war der Hof leer, obwohl eigentlich gerade große Pause war. Catherine hatte das abrupte Ende der Pause verursacht.

»Wie ist noch mal dein Name?«, fragte Dr. Florena, als wüsste sie das nicht. Neugierig blickte sie von der eierschalenfarbenen Akte auf, die vor ihr auf dem Schreibtisch lag.

Catherine rückte ihren schmalen Körper auf dem viel zu breiten Stuhl vorsichtig zurecht. »Catherine ... Catherine Bell.« Wie es aussah, hatte ihr Handeln den Schulbetrieb völlig durcheinandergebracht. Und wenn schon, sie würde es jederzeit wieder tun.

»Wie alt bist du, Catherine?«, fragte die Lehrerin.

»Neun. Fast zehn.« Für die Schülerin sah Dr. Florena mit ihrem langen blonden Haar und den blauen Augen wie ein Engel aus. Tatsächlich hatte die Direktorin keine Ahnung, wie attraktiv ihr schlichtes Äußeres auf die anderen wirkte.

»Du weißt, weshalb du hier bist?«, fragte Dr. Florena sanft.

Catherine nickte unsicher. »Ja.«

Die Lehrerin holte tief Luft, aber ihr Gesicht blieb offen und freundlich. »Du hast behauptet, dass Mr. Eliot ein sehr böser Mann sei, Catherine. Du bist auf dem Schulhof vor ihn hingetreten und hast vor all den anderen Kindern und Lehrern zu ihm gesagt, dass er ein Mörder sei.«

Catherine nickte und schwieg.

»Du weißt, was eine Lüge ist, Catherine?«

»Eine Lüge ist eine Unwahrheit«, antwortete sie, ohne sich ein weiteres Mal auf dem breiten Stuhl zu rühren.

Die Lehrerin sah das Mädchen nachdenklich an. »Eine Unwahrheit zu verbreiten, ist eine sehr böse Sache, Catherine.«

»Ich weiß.«

»Wie kommst du dann dazu, Mr. Eliot einen Mörder zu nennen?«

»Ich habe seine schwarzen Gedanken gesehen.«

Mehrere Sekunden lang herrschte Schweigen. Im Hintergrund sah Catherine den alten, schwer gebeugten Hausmeister mit einem Eimer und einem Besen über den Schulhof gehen.

Schließlich sagte Dr. Florena: »Es ist eine schlimme Sache, einen unschuldigen Menschen des Mordes zu bezichtigen. Du wirst dich bei Mr. Eliot entschuldigen.«

Catherine schüttelte heftig und wie in Panik den Kopf. »Nein, das werde ich nicht tun! Mr. Eliot ist nicht unschuldig. Er ist ein sehr böser Mann. Ich habe es in seinen Gedanken gesehen.«

Dr. Florena blickte die Schülerin betroffen an und wartete einen Moment. »Catherine, selbst wenn dem so wäre, ich meine, selbst wenn du Mr. Eliots Gedanken tat-

sächlich sehen könntest... Wir haben alle manchmal... schwarze Gedanken. Das heißt aber noch lange nicht, dass wir Böses tun. – Oder?«

Catherine schüttelte resignierend den Kopf. »Nein.« Doch dann fügte sie bestimmt hinzu: »Aber Mr. Eliot *hat* Böses getan. Er trägt dieses Böse die ganze Zeit mit sich herum. Es ist der schwarze Schleier, der ihn stets umgibt.«

Dr. Florena starrte ihr Gegenüber verblüfft an. »Ihn umgibt ein schwarzer Schleier?«

Catherine nickte, woraufhin die Lehrerin sagte: »Mr. Eliot ist nicht nur ein ausgezeichnete Pädagoge, sondern auch ein sehr angesehener Mann. Er hat diese Schule immer beschützt.«

Einen Augenblick lang dachte Catherine über Dr. Florenas Worte nach. »Aber, wenn er diese Schule immer beschützt hat, warum hat er dann nicht auch den Jungen beschützt? Warum tut er dem Jungen mit der Narbe auf dem Rücken und all den anderen Kindern weh?«

Die Direktorin stockte und starrte Catherine mit großen Augen an. »Der Junge mit der Narbe auf dem Rücken?«

Catherine nickte. »Der Junge im Fernsehen, den die Polizei sucht.«

»Woher weißt du, dass der Junge eine Narbe auf dem Rücken hat?«

»Ich habe die Narbe in Mr. Eliots Gedanken gesehen. Es ist die gleiche Narbe wie bei den anderen Jungen. – Ein Kreuz.«

Dr. Florena hörte nicht auf, sie anzustarren. Dann griff sie zum Telefon und ließ sich mit einem Mann verbinden, den sie Pater Darius nannte. Sie schien ihn gut zu kennen.

3.

Gegenwart, Oberbayern, Berg über der Abtei Rottach

Pater Darius blickte auf die tief unten im Tal gelegene Klosteranlage mit ihrer jahrhundertealten geistlichen Tradition. Die roten Ziegeldächer und das Weiß der Fassaden leuchteten in der Sonne wie frisches Blut auf reinstem Schnee. Er meditierte gerade über sein Leben, über die aufreibenden Jahre im Institut und darüber, dass seine beste Schülerin, Schwester Catherine Bell, gerade in Rom für ein informelles Gespräch vor der Glaubenskongregation stand, als unverhofft eine Männerstimme ertönte.

»Pater Darius?«

Der Angesprochene drehte sich vorsichtig um und blinzelte. Wer immer ihn hier oben auf dem Berg bei seiner Meditation unterbrach, stand im gleißenden Gegenlicht. Darius konnte lediglich die Silhouette sehen. »Ja, der bin ich. Sie wünschen?«

»Entschuldigen Sie, Pater, ich wollte Ihre Meditation nicht stören. Aber ...« Der Besucher zögerte kurz. »Seine Eminenz Kardinal Ciban schickt mich. Ich komme in einer dringenden Angelegenheit aus Rom.«

»Das muss es wohl sein, wenn Kardinal Ciban Sie einen so weiten Weg zurücklegen lässt, um mich aufzusuchen.«

Rom. Vor wenigen Jahren war Darius offiziell in den Ruhestand getreten, doch Rom und der Orden ließen ihn wohl nie ganz los. Ob der Fremde wegen Catherine hier war? Suchte der gestrenge Großinquisitor Ciban etwa seinen Rat? Darius wandte sich dem Mann wieder zu und versuchte einen Blick auf dessen Gesicht zu erha-

schen. Vergebens. Die Sonne stand direkt hinter seinem Gegenüber und verlieh ihm einen Heiligenschein.

»Verzeihen Sie, aber Sie haben Ihren Namen nicht genannt.«

»Monsignore Nicola deRossi.«

»Dann war Kardinal deRossi mit Ihnen verwandt?«

»Er war mein Großonkel, Pater.«

»Ah ja.« Darius nickte nachdenklich. »Zeigen Sie mir bitte Ihren Ring.«

DeRossi zog den Ring vom Finger und reichte ihn dem Pater, damit dieser die Innenseite in Augenschein nehmen konnte. Der Mann schien in der Tat für Ciban zu arbeiten. Doch vorsichtshalber noch ein weiterer Test.

»Intellige, ut credas, verbum meum; crede, ut intelligas, verbum Dei.«¹

»Per fidem operationis Dei.«²

Darius' Lippen verzogen sich zu einem leisen ironischen Lächeln. »Sie sind tatsächlich ein Mitglied des Lux Domini. Was für ein Wandel in den Generationen. Ihr Großonkel war als Inquisitor noch ein Mann des Opus Dei.«

Das progressive Lux Domini, dem das Institut seit einigen Jahren unterstand, war so ziemlich das genaue Gegenteil des ultrakonservativen Opus Dei. Die Gefechte zwischen den beiden Orden hatten seit Papst Leos Reformpolitik massiv hinter den Kulissen zugenommen.

»Mein Großonkel war ein gelehrter, leidenschaftsloser Mann, von kaltem und unbarmherzigem Charakter.«

»Und sehr erfolgreich«, entgegnete Darius ernst. Die

1 Wissen, um zu glauben, das ist mein Wort; glaube, um wissen zu können, das ist Gottes Wort. Augustinus

2 Durch den Glauben an die Kraft Gottes. NT 1, Korinther 2,12

Luft war von Frühling erfüllt und noch von etwas anderem, das der Pater nicht zu bestimmen vermochte. Er ignorierte das unangenehme Gefühl, das sich mit diesem anderen, unbestimmbaren Etwas verband. »Weswegen schickt Kardinal Ciban Sie nun zu mir?«

»Es geht um die Kongregation Seiner Heiligkeit. – Sie schweben als Mitglied des Rates in Lebensgefahr, Pater.«

Darius war irritiert. »Selbst wenn ich in Lebensgefahr schwebte und auch wenn Sie tatsächlich dem Lux angehören, woher wollen Sie wissen, dass ich ein Mitglied der Kongregation Seiner Heiligkeit bin, Monsignore? Kardinal Ciban hat es Ihnen ganz sicher nicht gesagt.«

DeRossi trat aus dem Gegenlicht. Er war groß und kräftig und auf eine teuflische Art gutaussehend. Selbst die schlecht verheilte Narbe über dem linken Auge konnte seiner Attraktivität nichts anhaben, eher im Gegenteil.

»Sie sprechen wie ein Inquisitor. Leider ist meine Zeit knapp bemessen. Mein Auftrag lautet, Sie sofort in Sicherheit zu bringen.«

»Egal, wie Ihr Auftrag lauten mag, ich werde mich ohne Rücksprache mit Kardinal Ciban nicht von der Stelle rühren.«

DeRossis Augen wirkten plötzlich seltsam erheitert, als er auf Latein hinzufügte: »Qui credit in me, etiam si mortuus fuerit, vivet.«¹

Darius trat einen Schritt zurück. Wer auch immer dieser Fremde war und woher er seine Informationen hatte, niemals hatte Kardinal Ciban ihn geschickt.

»Warum sind Sie wirklich hier?«

»Wie ich schon sagte, ich habe einen Auftrag.«

1 Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Johannes 11,25

Darius spürte, wie eine Welle der Übelkeit durch seinen Körper fuhr. Hier oben auf dem Berg saß er wie eine Maus in der Falle. Just in diesem Moment der Erkenntnis stürzte deRossi sich mit ungeheurer Schnelligkeit auf den Pater, packte seinen Leib, hob ihn hoch über den Kopf und schleuderte ihn wie eine Puppe über den Steilhang.

Als Darius das erste Mal auf die Felsen aufschlug und die Luft aus seinen Lungen entwich, hörte er nichts als das Krachen seiner Knochen, während sein ganzes Leben vor seinem geistigen Auge vorüberzog. Schließlich kehrte er in seine Kindheit zurück, in der er während eines eisigen Winters seine Gabe entdeckt hatte. Innerhalb von Sekundenbruchteilen durchlebte er all den Schmerz, den ihm die Gabe im Laufe seines Lebens bereitet hatte. All den Hass. Nicht zuletzt das Lernen, das Verstehen und Akzeptieren ... das Wissen, die Einsichten, die er an seine Schüler hatte weitergeben können.

Er würde Catherine nicht mehr beistehen können. Catherine ...

Die Luft roch noch immer nach Frühling. Dann, eine Sekunde bevor Darius endgültig auf dem Boden zerschellte, wusste er endlich auch, wonach sie sonst noch roch.

Nach Tod.

4.

17. Juni 1984, Chicago,
Katholische Grundschule für Hochbegabte

In den nächsten Tagen sprach die ganze Schule von nichts anderem als Catherines Anklage, der Festnahme Mr. Eliots durch das FBI und der Rettung des siebten Opfers aus der *Krypta* der Old Church. So hörte die Schülerin von den älteren Kindern, dass Mr. Eliot für das Verschwinden von insgesamt sieben Jungen in der Umgebung rund um Chicago verantwortlich war und erst nach einem zweistündigen Kreuzverhör den Aufenthaltsort des siebten, noch lebenden Kindes verraten hatte. Catherine hatte den Jungen nicht nur in Mr. Eliots Gedanken gesehen, sondern auch in einer Art Traum. Sie hatte seine Angst gespürt. Manchmal war es ihr, als ob er sie über ihre Gedanken zu Hilfe gerufen hätte.

Eine Woche darauf sollte Catherine dann jenen Mann kennenlernen, mit dem Dr. Florena nach ihrer Offenbarung so eilig telefoniert hatte.

»Catherine, darf ich dir Pater Darius vorstellen? Er gehört einer Organisation an, die sich mit Fällen außergewöhnlicher Wahrnehmung befasst.« Dr. Beverly Florena deutete mit einem leicht aufgeregten Lächeln auf den schlanken Mann neben ihr. Der Pater trug einen einfachen schwarzen Anzug, hatte kurzes graues Haar und Augen, die Catherine sagten, dass er kein böser Mensch war. »Pater, das ist Catherine.«

Pater Darius beugte sich vor, und sie schüttelte ihm zur Begrüßung die Hand. »Sie sehen aus wie ein ganz gewöhnlicher Priester.«

»Da hast du recht.« Er lachte. Ein Lachen, das Cathe-

rine sehr gefiel, und zweifelsohne auch der Lehrerin.
»Ich bin auch nur ein ganz gewöhnlicher Priester.«

»Sind Sie nicht.« Catherine deutete auf den Ring an seiner linken Hand. »Ich habe einen solchen Ring schon einmal gesehen, bei einem Monsignore.«

Pater Darius blickte verlegen drein und wechselte einen kurzen Blick mit Dr. Florena. »Dafür, dass du neun Jahre jung bist, weißt du aber schon ganz schön viel.«

»Ich bin fast zehn.« Catherine wandte sich Dr. Florena zu. »Wie geht es dem Jungen?«

Einige Sekunden lang herrschte Stille, als suchte die Direktorin nach den rechten Worten. »Ben hat noch Angst. Aber Pater Darius kümmert sich um ihn. Es wird ihm schon bald wieder gut gehen.«

Sie nickte erleichtert.

»Catherine, hast du solche Dinge schon früher gesehen?«, fragte der Pater sanft.

Sie schüttelte ängstlich den Kopf. Es war das Schlimmste, was sie bisher gesehen hatte.

»Ich meine, hast du schon früher die Gedanken anderer Menschen wahrgenommen?«, korrigierte er sich.

»Ich erkenne Farben und Bilder.«

»Farben und Bilder?«

Catherine nickte zögernd. Sie mochte diese Fragen nicht.

»Wie sehen diese Farben und Bilder aus?«

»Unterschiedlich. Rot, blau, grün, schwarz oder weiß... Manchmal kommen die Bilder aus den Farben heraus. Manchmal ist es umgekehrt.«

»Hast du diese Bilder ständig vor Augen? Oder nur ab und zu?«, fragte Pater Darius.

Catherine runzelte die Stirn, überlegte. »Ständig ab und zu.«

Pater Darius lachte, doch dann wurde er wieder ernst. »Du hast Ben mit deiner Gabe das Leben gerettet, mein Kind. Erzähle uns etwas mehr davon.«

Catherine blickte unsicher zu Dr. Florena. »Deine Mum wartet draußen«, sagte die Lehrerin. »Wenn du möchtest, hole ich sie herein.«

»Nein. Bitte nicht.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Meine Mum mag es nicht, wenn ich darüber rede. Sie hat – Angst.«

»Angst?« Pater Darius ging in die Hocke, damit er mit Catherine auf Augenhöhe war.

»Angst vor mir.«

Einige Sekunden lang war es ruhig. Dann sagte der Pater: »Glaub mir, sie wird ihre Angst verlieren, mit der Zeit.« Catherine schwieg, worauf er mit einem aufmunternden Lächeln meinte: »Schau mich an. Ich habe auch eine Gabe. Und was ist aus mir geworden...?« Er deutete auf sich.

Die Schülerin grinste. »Ein einfacher Priester...« Sie deutete auf den Ring. »Und Sie arbeiten für diese Organisation.«

Pater Darius nickte. »Die Menschen dort sind sehr nett und sehr klug. Sie haben mir geholfen, mit meiner Gabe zu leben.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Catherine nachdenklich.

»Du würdest es verstehen, wenn du diese Menschen kennenlernst. Möchtest du mich dorthin begleiten?«

»Nein«, antwortete Catherine spontan.

»Warum nicht?«, fragte der Pater. Er war kein bisschen verärgert, aber er schien ein klein wenig enttäuscht.

»Sie haben helle Gedanken. Und wenn alle Menschen dort helle Gedanken haben, dann wirke ich dunkel.«

5.

Gegenwart, Oberbayern, Abtei Rottach

Der heftige Regen setzte ein, als Monsignore Benjamin Hawlett die Abtei fast schon erreicht hatte. Das Grau in Grau des Himmels über der felsigen, mit Fichten und Kiefern bewaldeten Berglandschaft passte genau zu seiner Stimmung. Im Grunde spiegelte die spätherbstliche Atmosphäre dieses unwirklichen Ortes seine Gemütsverfassung wider. Die Abtei lag so weit ab von der Welt, dass er einen Geländewagen hatte mieten müssen, und bei genauerer Betrachtung erstaunte es ihn gar nicht mehr, dass sein einstiger Mentor diesen Ort als sein letztes Refugium auserkoren hatte.

Pater Darius ... Ben holte tief Luft. Er hatte den Pater seit über einem Vierteljahrhundert gekannt und ihn seit beinahe einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen. Das erste Mal war er Darius als Kind im KIMH, dem Katholischen Institut für Medial Hochbegabte in Chicago, begegnet. Von Anfang an war er von den blauen, eigentümlich hellstichtig wirkenden Augen des Mannes fasziniert gewesen, ebenso von der humorvollen und ernsthaften Art, mit der Darius den Menschen begegnet war. Später dann hatte er den Pater hin und wieder in Rom getroffen, im Vatikan. Die Begegnungen waren jedes Mal herzlich verlaufen, so als hätte es die dazwischenliegenden Unterbrechungen niemals gegeben.

Und jetzt ...

Ben holte tief Luft. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass das Schicksal ihn ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt wieder mit jenen beiden Menschen verband, die einmal wie eine Familie für ihn gewesen waren. Und

nun war einer von ihnen tot, vermutlich ermordet, und der andere litt unter den Ressentiments der modernen Inquisition.

Du musst dich wieder beruhigen, ermahnte er sich, während er den Geländewagen über den steinigen, unebenen Boden lenkte. Er war hier als Ermittler und nicht als trauernder Angehöriger, deshalb konnte er sich keine Sentimentalität leisten. Er musste einen klaren Kopf bewahren, wenn er bei der Untersuchung nichts übersehen wollte.

Als er die Abtei endlich erreichte und im Innenhof aus dem Geländewagen stieg, wehte ihm ein schneidender Wind ins Gesicht. Nicht einmal die hohen Mauern und Berge, die Rottach umgaben, vermochten den peitschenden, wirbelnden Wind auf ein milderes Maß zu brechen. Es war Vormittag, doch dem trüben Licht nach hätte es genauso gut später Nachmittag sein können.

Der Abt selbst nahm ihn in Empfang, begleitet von einem seiner Mitbrüder, dessen Regenschirm der Wind fast zerfetzt hätte. Ben wusste, Abt Dominikus gingen wenigstens zwei Fragen durch den Kopf. Wie hatte Rom von Pater Darius' Unfall so rasch erfahren? Und was war daran so außergewöhnlich, dass man unverzüglich einen vatikanischen Ermittler in eine entlegene Abtei wie Rottach entsandte?

»Es tut mir leid, dass wir Ihnen für Ihre Anreise kein besseres Wetter bieten können«, erklärte der Abt. »Noch gestern hatten wir den schönsten Sonnenschein.«

Ben machte eine verständnisvolle Geste. »Was wäre der schönste Sonnenschein ohne diesen Kontrast!« In Wahrheit mochte er lieber nicht an die Rückfahrt denken.

Dominikus nickte gnädig, dann sagte er ernst: »Wir

haben alles für Sie vorbereitet. Der Leichnam ist in der Sakristei aufgebahrt.«

»Danke, Ehrwürden. Wie ich hörte, wurde der Totenschein bereits ausgestellt?«

Der Abt räusperte sich. »Der Arzt war gestern Abend hier und hat ihn untersucht.«

»Und wie lautet die Diagnose?«

»Sturz mit Todesfolge«, erklärte Dominikus schlicht.

Sie betraten den vor Wind und Wetter geschützten Kreuzgang, der an die Abteikirche grenzte, und Ben war von der schlichten Atmosphäre des Gewölbes und der Säulen beeindruckt. Er folgte Dominikus schweigend und versuchte etwas von der Ruhe, die der Kreuzgang ausstrahlte, in sich aufzunehmen.

»Wir sind da«, sagte der Abt, öffnete eine schwere Tür und schaltete das Licht ein.

Ben trat mit den beiden Mönchen an die Bahre. Ein weißes Laken bedeckte den Toten. Wie klein und unscheinbar Darius darunter wirkte. Keine Schmutz- oder Blutspuren waren auf dem Laken zu sehen. Natürlich, sie hatten den Körper gerichtet und gereinigt – und damit vermutlich jede Spur verwischt, die ihm hätte dienlich sein können.

Ben war sich nicht sicher, womit er zu rechnen hatte. Noch nie zuvor in seinem Leben hatte er einen zerschmetterten Körper gesehen. Er schlug das Laken zurück und fürchtete, all seine Kraft mobilisieren zu müssen, damit er beim Anblick nicht ächzte. Doch der leblose Leib lag einfach nur friedlich da, auf dem Rücken, mit dem Gesicht nach oben, nicht annähernd so geschunden, wie er es sich in seiner Vorstellung ausgemalt hatte. Die Mönche hatten erstaunlich gute Arbeit geleistet.

»Was hoffen Sie zu finden?«, fragte Dominikus.

Ben brauchte einige Sekunden, um auf die Frage zu reagieren. »Das weiß ich noch nicht genau.« Er drehte sich zu dem Abt um. »Was ist mit seiner Kleidung?«

»Die haben wir verbrannt.«

Ben unterdrückte ein Seufzen und sagte: »Würden Sie mich jetzt bitte mit dem Toten alleine lassen?«

Dominikus wirkte enttäuscht, doch er nickte, gab seinem Mitbruder ein Zeichen und zog sich zurück.

Als Ben die Tür zugehen hörte, wandte er sich dem toten Körper wieder zu. Beim zweiten Hinschauen wirkte der Tote nicht mehr ganz so friedlich wie beim ersten Mal. Vorsichtig und indem er all seine persönlichen Emotionen und Gedanken unter Kontrolle hielt, begann er mit der Untersuchung.

Der Hinterkopf war beim Aufprall zertrümmert worden, aber das wettergegerbte Gesicht war, von zwei Platzwunden abgesehen, noch erstaunlich intakt. Arme und Beine sahen aus wie das hölzerne Stückwerk einer äußerst beweglichen Marionette.

»Sie werden am Leichnam höchstwahrscheinlich keinerlei verwertbare Spuren mehr finden«, hatte sein Vorgesetzter Kardinal Ciban prophezeit, als er Ben über das Ableben seines Mentors in Kenntnis gesetzt, ihn von einem anderen Fall abgezogen und beauftragt hatte, nach Rottach zu reisen. »Dennoch muss ich sichergehen, ob es sich bei Pater Darius' Ableben um einen Unfall handelt – oder um Mord.«

Mord? Ben hatte seinen Ohren nicht getraut. Wer hätte Darius ermorden sollen? Und warum? Der Pater hatte ganz sicher keine Feinde gehabt, die ihm nach dem Leben getrachtet hätten. Und wenn doch... Irgendetwas stimmte hier nicht.

»Gibt es sonst noch etwas, das mir bei meinen Ermittlungen helfen könnte, Eminenz?«, hatte er gefragt.

Ciban hatte von seinem Schreibtisch aufgeblickt und weder genickt noch den Kopf geschüttelt. Bens Vorgesetzter war ein großer und überaus schlanker Mann mit eisgrauen Augen und kurzem silbergrauem Haar. Die klassisch geschnittenen Gesichtszüge mit der hohen Stirn und der scharfen Nase erinnerten Ben, selbst in Verbindung mit der Kardinalsrobe, weit mehr an das Bild eines antiken Feldherren als an jenes eines zeitgenössischen Kirchenfürsten. In jedem Wort, jeder Geste des Kardinals schwang stets etwas Bedrohliches mit. Ben hatte Jahre gebraucht, um zu lernen, mit dieser unheilvollen Ausstrahlung umzugehen.

»Im Augenblick nicht. Seien Sie vorsichtig, Ben.«

»Dann werde ich gleich aufbrechen«, hatte er geantwortet, in der Hoffnung, dass Ciban ihm nicht anmerkte, wie sehr ihn der Tod seines Mentors erschütterte.

Doch der Präfekt hatte sehr wohl gewusst, welch eine Bürde er ihm mit dieser Reise auferlegte, denn er hatte genickt, und in den sonst so auf Distanz bedachten kühlen Augen hatte sich ein Hauch von Mitgefühl gezeigt.

Ben setzte die Untersuchung an dem Leichnam in der Stille der ehemaligen Sakristei fort. Der Rumpf war tatsächlich so voller Prellungen, Quetschungen und Hämatome, dass die Chance gleich null war, noch eine Spur von Gewaltanwendung zu finden. Ciban hatte Recht behalten.

Nachdem er die Untersuchung abgeschlossen hatte, brachte er den Leib wieder in seine friedliche Position zurück, holte tief Luft und deckte Darius zu. Noch immer fiel es ihm schwer zu akzeptieren, dass hier, in dieser abgelegenen Abteikirche, der tote Körper jenes Mannes lag,

der seinem Leben überhaupt erst eine Richtung, ein Ziel, einen Sinn gegeben hatte. Niemals hätte Ben sich ohne Darius' und Catherines Freundschaft von den Geschehnissen in der Old Church erholt. So knapp war er dem Tode entronnen, und nicht einmal die Gabe, die er als Kind besessen hatte, hatte ihn vor Mr. Eliots Irrsinn gewarnt.

Bens Blick verweilte auf dem Leichnam. Draußen tobten das Unwetter, der Regen und der Sturm, doch das war ihm gleich. Er würde Abt Dominikus um einen erfahrenen und ortskundigen Begleiter bitten. Er würde noch heute den vermeintlichen Tatort aufsuchen und den Ort, wo der Tote gefunden worden war. Dann würde er nicht nur herausfinden, ob Darius ermordet worden war. Er würde, sofern es sich um Mord handelte, auch ermitteln, wer der Mörder war!

6.

*12. Oktober 1984, Chicago,
Katholische Grundschule für Hochbegabte*

Der Tag, an dem Catherine das Institut das erste Mal betrat, war ein regnerischer, grauer und düsterer Oktobertag. Ein kalter Sturm blies von Norden her und peitschte den Regen über die Wälder. Es grollte und blitzte, als läge das Institut ganz nahe bei einem Höllenschlund. Das Gebäude war mit nichts zu vergleichen, was Catherine je im Fernsehen oder in Büchern gesehen hatte.

Den Kern des Anwesens bildete ein noch im Bau befindlicher, auf einem Hügel gelegener Turm, der schon jetzt so gigantisch war, dass er wie ein riesiger mahnen-

der Zeigefinger vor der Stadt auftragte. Die schwarze Limousine, mit der Pater Darius sie von der Schule abgeholt hatte, brauchte eine ganze Viertelstunde vom Eingangstor bis zu dem Turm mit seinen umliegenden Gebäuden.

»Du musst dir keine Sorgen machen«, sagte der Pater, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Du wirst einige sehr interessante Menschen kennenlernen und Freundschaften schließen. Sollte es dir zu viel werden, dann sagst du mir einfach Bescheid, und ich fahre dich sofort wieder nach Hause zurück.«

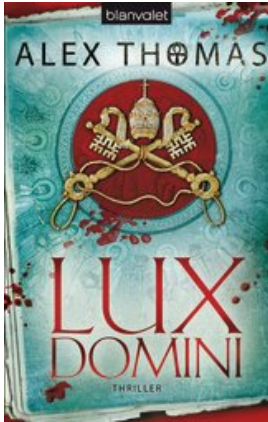
Catherine nickte erleichtert, während ihr jagender Puls sich beruhigte. Dass die Worte ihres Begleiters kein leeres Gerede waren, konnte sie an seinen Gedanken sehen.

Darius zeigte ihr das Gelände – zumindest den wettergeschützten Teil. Dann erkundete sie die Wohnräume, die erstaunlich hell, luftig und wohnlich wirkten. Es folgten die Studierzimmer, der Speisesaal, die Sporthalle, das Schwimmbad, die Bibliothek und vieles mehr. Alles schien voller tollender und glücklicher Kinder zu sein.

Catherine hatte gerade angefangen, etwas Vertrauen in die neue Umgebung zu haben, als Darius ihr jenen Gebäudekomplex zeigte, den er den spirituellen Bereich nannte. Trotz des beeindruckenden Wintergartens und des überdachten Innenhofes mochte sie diesen Bereich überhaupt nicht. Er wirkte wie eine Mischung aus restauriertem Kloster, Bahnhofsvorhalle und medizinischem Labor. Nein, hier würde sie keinen Tag länger bleiben.

Doch dann bogen sie um die nächste Ecke, und Catherine erblickte zum ersten Mal die Galerie...

Dutzende, Hunderte, Tausende von Bildern. Allesamt



Alex Thomas

Lux Domini

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37946-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Nur ein Verräter kann die Menschheit retten ...

Seltene Geschehnisse erschüttern Rom, während Catherine Bell, eine rebellische Ordensfrau, einem Disziplinarverfahren entgegensieht. Nachdem ihr Mentor bei einem mysteriösen Unfall stirbt, begeht ein einflussreicher Kardinal Selbstmord. Doch zuvor enthüllt er Catherine, dass nur sie mit ihrer außergewöhnlichen Gabe den Papst retten kann. Um das Oberhaupt der katholischen Kirche zu beschützen, wird Catherine in seinen Privathaushalt eingeschleust und entdeckt dort ein unfassbares Geheimnis um das mysteriöse Judas-Evangelium ...

 [Der Titel im Katalog](#)